

Christian Wevelsiep

Signaturen des Verschwindens. Versuch über zeitgenössische Gewaltverhältnisse

Unter welchen Umständen man von einer zeitgeschichtlichen Signatur sprechen kann, ist eine komplexe Frage. Ein zeitgenössisches Ereignis kann Eindeutigkeit erlangen, indem es ökonomische Zusammenhänge, massenmediale Obsessionen oder politische Zusammenhänge offenbart. Die Logik des Widerstreits im Sinne des postmodernen Denkens überdeckt solche fingierten Eindeutigkeiten jedoch schnell – nichts in der Gegenwart ist demnach einseitig, greifbar, präzise. Gleichwohl: es gibt „Bilder“, die mehr über die „Realität“ der Gesellschaft aussagen, als man meint. Ob solche Bilder der Macht zu einer zeitgenössischen Signatur erhoben werden können, bleibt zunächst dahingestellt. Aber dass politische Bilder weit über den postmodernen Skeptizismus hinaus weisen können, sollen die folgenden Überlegungen zeigen.

Im Zentrum, bzw. am Beginn der folgenden Ausführungen steht eine zeitgenössische Aufnahme, die nichts weniger als die Ambivalenz der modernen Macht zum Ausdruck bringt. Es ist ein außergewöhnliches Bild, das etwas zeigt, indem es nichts zeigt – die mittlerweile populäre Aufnahme aus dem sogenannten „situation room“ des Weißen Hauses, bei der mutmaßlich der Prozess der Tötung Osama bin Ladens vollzogen und zugleich beobachtet wird.¹ Auf dem Bild erkennt man hochrangige Militärs und Politiker inklusive des Präsidenten Obama und Hillary Clintons, die gebannt auf einen Bildschirm schauen. Anhand dieser einzelnen Fotografie lassen sich verschiedene zeitgeschichtliche Dimensionen und Ebenen erkennen. Im Zentrum steht der Akt der Inszenierung. Das Bild, das zum Zeitpunkt der Veröffentlichung ein Millionenpublikum erreichte, wurde offensichtlich geplant geschossen und ausgewählt. Es beglaubigt eine Militäraktion, aber auch ein politisch-militärisches Programm durch die Präsenz der militärischen und politischen Entscheider. Die vordergründige Signatur dieses Bildes ist relativ leicht zu dechiffrieren: es geht um

die Bekräftigung, Beglaubigung oder die Schließung der Agenda des 11. Septembers durch Täter, die gleichsam betroffen und passiv erscheinen. Es erscheint als eine besondere Form einer zentristischen Inszenierung, bei der die Anwesenden zwar durch demütige Haltung, gesenkte Blicke, betroffene Gestiken auffallen, bei der die grundlegenden Entscheidungen im Arkanbereich des Politischen aber schon bereits getroffen sind. Welche weiteren Aspekte man hinter dieser unmittelbaren domestizierten Kriegsphotografie (R. Ayaß) erkennen kann, ist nicht ganz einfach, denn es verzweigen sich in geradezu postmoderner Manier technologische, kulturhistorische und soziologische Perspektiven. Konzentrieren wir uns freilich auf den Aspekt der eigentümlichen Gewalt, dann wird eine weitere Signatur erkennbar, die auf das moderne Spannungsfeld von Vertrauen und Gewalt verweist.² Gewalt und Feindschaft verbergen sich hier im Dunkel einer Unartikuliertheit – ein für die moderne Politik nicht untypisches Charakteristikum.³ Auf dem Bild selbst ist nichts Martialisches, schon gar keine rohe Gewalt zu sehen, man zeigt keinen Krieg, sondern nur den Akt der Beglaubigung eines offensichtlich dramatischen Geschehens. Die Geschehnisse auf dem Bildschirm zeigen eine Präsenz des Wirklichen, an der man teilhaben kann und die doch entrückt bleibt. Die Gewalt wird legitimiert, indem man verfolgt, was geschieht. Die Frage, ob die Gewalt rechtlich angemessen oder politisch artikulierbar ist, bleibt ungestellt. Die modernen Protagonisten der Gewalt bezeugen ein selbstläufiges Geschehen, auf das sie nur geringen Einfluss haben – wie tief dieses Verhältnis vom Politischen zur Gewalt reicht, kann man an diesem Punkt erahnen. Die Signatur der modernen Macht – wenn es sie denn gibt – wäre insofern mit dem Verschwinden oder dem „Verlust“ des Politischen in gewisser Weise gleichzusetzen. Aber der Zweifel an der Endgültigkeit einer solchen Diagnose bildet gleichsam den Motivationsrest der sich anschließenden Reflexion. Denn es

soll nicht einfach nur ein Verlust beklagt, sondern Möglichkeiten der Dialektik von Verlust und Wiedergewinn aufgezeigt werden, indem zunächst die grundlegende Differenz zwischen der Politik und dem Politischen aufgezeigt wird (1-2) und dies mit der Schwierigkeit moderner politischer Subjektivität in Zusammenhang gebracht wird (3). Die moderne Sehnsucht nach Authentizität weist schließlich auf einen denkbaren Fluchtpunkt (4).

1. Der Bruch zwischen Moral und Politik

Im Blick auf das inszenierte Bild der Macht im situation room fällt ein Bruch von Figurationen des Politischen auf, ein Bruch mit dem Selbstverständnis dessen, was Politik traditionell bedeutete. Krieg und Frieden waren Angelegenheiten zwischen Staaten. „Wir“ sind in diesem Blick emotional und imaginär befangen. Zwar haben Soziologie und Politikwissenschaft in allen denkbaren Varianten den Niedergang des Staates beschrieben, vorausgesagt oder begleitet. Aber die fundamentalen Fragen, bei denen es um staatliche Zwangsgewalt oder Kriegsführungsfähigkeit geht, bleiben bisweilen unbeantwortet oder ausgeblendet.⁴ Erinnern wir uns an die historische, bzw. klassische Sicht auf das Verhältnis von Frieden und Krieg: Kant beschrieb bekanntlich einen Weg zum Friedenszustand, der von der Vernunft und moralischen Imperativen befördert werden sollte.⁵ Der denkbare Frieden zwischen den Völkern fußte auf der prospektiven Gründung einer Weltrepublik, auf republikanischen Prinzipien und einem kosmopolitischen Recht; rechts- und staatsphilosophische Elemente, für die man zeitgenössische Übersetzungen findet. Die Bildung einer Weltrepublik im Sinne eines globalen Leviathan lehnte Kant aus guten Gründen ab, um eine sinnvolle Alternative ins Auge zu fassen: die Etablierung einer Föderation autonomer Republiken, die internationale Konflikte gemeinsamen lösen. Die Gewalt verbleibt in diesem Zustand legitim, weil sie schrittweise den Übergang vom Kriegs- zum Friedenszustand befördert.

Wie nahe und wie fern, so könnte man nun bewusst naiv fragen, ist die zeitgenössische Macht von diesem Entwurf einer Friedenspolitik entfernt? Sie ist denkbar weit entfernt, weil sie die Phänomene von Zwang und Gewalt unsichtbar macht, weil sie die Unterscheidun-

gen von illegitimer und legitimer Gewalt verdunkelt. Aber es bleibt dem kritischen Betrachter vorbehalten, aufgrund dieser Verdunkelung kritische Grenzziehungen des gegenwärtigen Rechtszustands zu ziehen. Eine solche kritische Betrachtung muss aber vorbehaltlos das Verhältnis von Frieden und Krieg, von denkbarem Gewaltverzicht und hintergründiger Gewaltfähigkeit thematisieren. Dies ist aber schon der nächste logische Schritt, um der Betrachtung der zeitgenössischen Gewalt nahe zu kommen, denn es gilt das die Sehnsucht nach dem Politischen sowie das Verschwinden der Feindschaft als Signaturen der Moderne nachzuweisen.

2. Das Verschwinden des Politischen

Im Zuge der Betrachtung der Szenerie im situation room fällt auf, dass diejenige Person, der man eigentlich Attribute der Macht, der Autorität oder der Amtsgewalt zuordnen würde, eine unauffällige und demütige Haltung zum Ausdruck bringt. Obamas Gestik und Körpersprache sind vielleicht der Bürde des Amtes geschuldet, aber sie scheinen doch mehr zum Ausdruck zu bringen. Wie oben angedeutet, spiegelt sich im situation room ein domestizierter Krieg, dessen fundamentale Entscheidungen schon getroffen sind. Welche Rolle spielen hier noch „die“ Politik, ein „politischer Wille“, politische Akteure?

Die Frage weist auf einen größeren Zusammenhang zwischen dem Politischen und der Politik. In der bloßen Ahnung dessen, was auf dem Bild verborgen bleibt, ein „Akt“ der Macht und Gewalt, spiegelt sich die Differenz zwischen einem reinen, unverstellten Politischen und der „bloßen“ Politik der Politiker. Neben den ästhetischen, propagandistischen oder militärischen Komponenten steht die Spur eines vergessenen Politischen, jenseits der Sphäre der Macht. Um diesen Spuren nahezu kommen, ist es notwendig, die Konturen dieser Differenz in groben Zügen nachzuzeichnen. Was als das Politische im Kontrast zur machtdurchdrungenen Politik gelten kann, ist nur im Rekurs auf philosophische Traditionen der Politischen Philosophie zu klären. Etwa bei Hannah Arendt wird der Begriff des Politischen als fundamentale Norm ausgezeichnet, die sich als hintergründiger, aber schwer fassbarer Maßstab für alle konkreten Formen der Politik darstellt.⁶ Im Rückgriff auf die griechische

Idee der polis wird bei Arendt ein Gegensatz dargestellt, der sich vereinfacht gesprochen auf das Reich der Freiheit einerseits und das Reich der Notwendigkeit reduziert. Zwang und Gewalt erscheinen demnach als präpolitische Phänomene, auf die die Freiheitspraxis im Gemeinsamen eine Antwort und ein Widerlager bildet. Politisch sind mit anderen Worten diejenigen Angelegenheiten, die auf gemeinsame und geteilte Aufgaben zwischen den Menschen verweisen, aber dieser Bereich ist schon seit seinen Anfängen als eine vergessene Ausnahme zu betrachten, denn das Absterben des öffentlichen politischen Bereichs, das Schwinden der genuin authentischen Freiheitspraxis geht mit dem Triumph der Politik als Rechtssetzung einher. Soweit man an diese normative Unterscheidung beherzt anknüpfen mag und durchaus eine Vielzahl von modernen Belegen finden mag, wäre freilich zu fragen, was als das genuin Politische zu begreifen ist. Das Verhältnis zwischen Politik und dem Politischen erscheint bei Arendt und bei postmodernen Denkern wie Lyotard als Differenz zwischen Wesen und Erscheinung. Während sich die Politik sich mit den historischen Formen der Legitimation und Durchsetzung von Herrschaft befasst, verbleibt das Politische in einem empathischen Sinne im Vorhof des Erscheinens. Das heißt, es ist überhaupt nicht mit verbindlichen Zielen oder politischer Betriebsamkeit zu verstehen, sondern einzig als Potentialität. Diese antitotalitäre Stoßrichtung ist idealtypisch in dem Sinne, dass sie einen Bereich des Politischen konstruiert, der sich weder der Realisierung der Zwecke unterwerfen lässt, noch zugunsten eines konkreten Zieles Beschränkungen zulässt. Eine insofern irritierende Perspektive, die von Lyotard und anderen in der Fundamentalkritik des Rechts noch radikaler gefasst wurde.⁷ Die Politik des Widerstreits besteht dort in der Dominanz von Regelsystemen des Rechts und der Politik, dem sich das Politische gegenüber als ontologische und bisweilen abgründige Dimension ausweist. Das Politische verbleibt als kritischer Maßstab, als Möglichkeitsbedingung der Politik, aber was dieser bloßen Potentialität des Gemeinsamen zu entnehmen ist, bleibt unklar.

Dies gilt unter anderen Vorzeichen auch für den Begriff des Politischen, der sich in der hegemonietheoretischen Tradition verorten lässt. Anders als bei Arendt

bestimmt sich das Kriterium des Politischen dort als Intensitätsgrad und fundamentaler Antagonismus. Carl Schmitt setzte bekanntlich die Freund-Feind-Unterscheidung als Kriterium für die Sachlichkeit des Politischen an. Jedweder Sektor menschlichen Handelns ist demnach politisierbar, solange er sich auf diesen fundamentalen Antagonismus zuspitzen lässt. Das Verschwinden des Politischen ist hier in einem irritierenden Sinne mit dem Verschwinden von Figuren der Feindschaft zu verstehen – eine Perspektive, die von Hegemonietheoretikern beherzt aufgenommen wurde, um emphatisch für einen Wiedergewinn des Politischen zu plädieren.⁸ Freilich bleibt auch hier unklar, was das Politische in seinem Kern ausmacht – eine moralisches Präzept, eine authentische, kollektiv erzeugte Handlung? Das Politische in seiner hypostasierten Form besitzt keine Trennschärfe und vollzieht lediglich eine leere Geste der Grenzziehung. Will man eine solche Hypostasierung des Politischen im Gegensatz zur Allmacht der bloßen Politik vermeiden, müssten weitere politische Traditionen hinzugezogen werden.

3. Das Verschwinden der Feindschaft

Die verdunkelte Gewalt, die man im situation room erahnt, ist zugleich eine Aussage über das Verhältnis von Gewalt und Gewaltlosigkeit. Das Bild selbst lässt keine direkte Gewalt erkennen, aber der Kontext, die Schließung der Akte des Kriegs gegen den Terror, deutet auf die Gewalt hinter dem Bild. Das Bild hat eine immanente Prägnanz, denn es schließt das Bewusstsein des Beobachters über die weltpolitische Situation ein und ordnet diese dem modernen Gewaltbewusstsein zu. Das Problem liegt freilich dort begründet, wo man das Verhältnis von Frieden und Krieg einem Pol der Vollkommenheit zuordnet. Die verborgene Gewalt gilt als chirurgisch, präzise, kalt und frei von moralischen und politischen Rechtfertigungen. Der entgegengesetzte Pol dieser Welt der Gewalt ist hiergegen gewaltlos, denn er wird als vollkommene Abwesenheit von Zwang und Gewalt betrachtet. Es ist der vorschnelle Reflex der Kritik, der die negativ besetzten Begriffe von Gewalt, Zwang, Feindschaft einem Bereich der Fülle und der Vollkommenheit zuordnet. In der Kritik am Vollzug der Gewalt deutet sich bereits ein erwünschter Endzustand einer

Welt ohne Gewaltverhältnisse an. Man kann dieser Verengung dann entgehen, wenn man nicht die Gewalt an sich, sondern das Phänomen des Verschwindens der Feindschaft thematisiert. Denn auch dieses Phänomen der Entformalisierung von Feindschaftsverhältnissen ist paradoxerweise im Bild angelegt. Es geht nicht darum, ein Feindbild zu festigen oder Gewalt zu legitimieren, sondern es geht um einen Prozess der Ausradierung von politischer Subjektivität im historisch überlieferten Sinne.

Das Verschwinden der Feindschaft erschließt sich über einen weiten historiographischen Bogen politischer Gewaltfähigkeit. Bestimmte Formen der politischen Feindschaft haben verschiedene Prozesse der Entrechtlichung und Entformalisierung durchlaufen. Der Blick auf das 18. Jahrhundert zeigt, dass politische Feindschaft vor dem Zeitalter des Totalen eine politisch-soziale Beziehung zum Ausdruck bringen konnte, die diversen Regelungen und sozialen Kriterien entsprach oder besser: eine Zeitlang gewissen Grundsätzen unterworfen werden konnte. Öffentliche Kriege galten in der völkerrechtlichen Epoche des 18. Jahrhunderts als die in konsolidierten Gemeinwesen allein erlaubten, die nur von der höchsten Obrigkeit geführt und rechtmäßig ausgeübt werden konnten.⁹ Der Krieg wurde auf wenige gewaltfähige europäische Mächte eingegrenzt, die sich wechselseitig als öffentliche Personen anerkannten. Die Möglichkeit, Feind zu sein, galt als Privileg souveräner Staaten. So sehr der Krieg der Kabinette über den Willen der Gewaltunterlegenen hinweg ausgeübt wurde, so wurde es doch gleichsam möglich, das bestehende Völkerrecht um diverse Regelungen zu ergänzen, bestimmte Handlungen zu ächten und sie als unwürdig für gesittete Nationen darzustellen. Kriegerische Auseinandersetzungen waren erlaubt, aber auf das Minimum zu reduzieren. Bekanntlich wurde der letzte Schritt hin zu einer radikalen Ächtung des Krieges im Völkerrecht, wie er vor allem von Kant postuliert wurde, erst im 20. Jahrhundert und dies nach den grundstürzenden Erfahrungen totaler Kriege vollzogen. Aber wiederum ist eine tiefreichende Ambivalenz festzustellen, die sich auf einen gravierenden Befund stützt: Verstand sich die neuzeitliche Kultur seit jeher in einem zivilisatorischen Rahmen des sinnvollen Gewaltverzichts, eingebettet in einen Prozess der Zähmung der Gewalt, so

hat sich die fortschreitende Eliminierung der Feindschaft als doppelbödig erwiesen. Denn Feindschaften können sich „im Dunkel ihrer Unartikuliertheit noch wesentlich besser entfalten als zuvor“, was sich an verschiedenen schleichenden Entwertungen und Delegitimationen erkennen lässt. Absolute Feinde jeder menschlichen Ordnung werden in radikalen Begriffen dargestellt, und für ihre Bekämpfung ist jedes Mittel recht; Feindschaften zwischen sozialen Gruppen und Staaten werden als solche nicht mehr benannt, sondern nur noch faktisch ausgeübt.

Dieser Prozess wird schließlich verstärkt durch die Polarisierung der Bildersphären. Eine Historisierung der Gewalt, die das zeitgenössische Verhältnis zur Gewalt umfasst, müsste die Ausbreitung elektronischer Bildtechnologien mit einer politischen Reflexion zusammen führen. Dabei geht es dann nicht einfach nur um einen Prozess der Distanzierung von der Gewalt, um ein Gewaltbewusstsein, das sich in einem langen Prozess von der Gewaltbewältigung über die Bejahung bis zur Gewaltaversion hin bewegt. Es geht auch nicht einfach „nur“ um die Kritik an offensichtlichen Bilderstrategien, die im Arkanbereich des Politischen verfügt und lanciert werden. Die Reflexionen müssten vielmehr im Sinne von Otto Karl Werckmeister auf den Dualismus von öffentlich-funktionaler Bildvermittlung und dem Zweifel am medialen Wirklichkeitsbezug hin führen,¹⁰ insbesondere auf die Spaltung der Bildersphären der Moderne in eine informative und eine operative Sphäre. Informative Bildersphären sind für die menschliche Wahrnehmung bestimmt und sie geben meist den Blick auf die inferiore Ebene der menschlichen Bezüge frei – hinter den Signaturen der Bilder kann man reale Gewaltverhältnisse zumindest erahnen. Schwierig wird es, wenn wir Bilder der digitalen Welt mit operativem Wirklichkeitsbezug untersuchen. Operative Bildersphären erzeugen Daten, Abbildungen, Formeln, Texte und Signaturen, die der Programmierung elektronischer Apparate dienen, „ohne dass Menschen sie je zu Gesicht bekämen.“¹¹ Als ein weiterer Ausdruck der Verdunkelung der modernen Gewalt erscheinen in diesem Sinne die modernen Kampfapparaturen, moderne waffengestützte Systeme, Drohnen, halbautonome Maschinen, die das Kampfgeschehen oder die Verfolgung des Feindes in einen selbstbezüglichen, visuell gelenkten Prozess

überführen. Der angedeutete Prozess der Verdunkelung, bei dem über bestimmte zulässige Bilder politisch verfügt wird und visuelle Repräsentationen hervor gebracht werden, erhält hier eine Dynamik, der wohl man nur mit einer neuen Form politischer Ermächtigung, politischer Resubjektivierung begegnen kann.

4. Das Verschwinden utopischer Potentiale

Die im Bild verdunkelte Gewalt scheint einen Ausblick auf die Zukunft des Krieges zu gewähren. Sie gibt eine Ahnung von Formen der gegenwärtigen und zukünftigen Gewaltorganisation wider, die durch spezifische technologische und virtuelle Mittel ermöglicht werden. Damit wird aber gleichsam das Verschwinden utopischer Potentiale in bestimmter Hinsicht offenbar. Die soziale Welt wird nicht mehr in einer genuin politischen Handlungssphäre gestaltet, sondern die sozialen Verhältnisse werden verfügbar gemacht. Auch dieser Umbruch in der temporalen Dimension ist tiefgreifend, denn er scheint zu beweisen, dass „die“ Moderne keine Zeit mehr für Utopien oder für Gesellschaftsveränderungen kraft menschlicher Beweggründe lässt. Sie gestattet keine Zuversicht in die erneuernde Kraft der Geschichte. Dies kann nicht weiter überraschen, nachdem „Posthistoire“ und Poststrukturalismus für die entscheidenden Desillusionierungen gesorgt haben. Aber man muss im Blick auf die unsichere Zukunft erkennen, dass die Entstehung einer Leerstelle im semantischen Haushalt der modernen Gesellschaft – der Verlust von Zukunftsvorstellungen, Utopien, Visionen – das Exklusionsproblem in der sozialen Dimension in bestimmter Hinsicht radikalisiert. Es ist historisch betrachtet zunächst die fortschreitende Umstellung der Gesellschaftsstruktur von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung, die mit der Entstehung neuer Zeitsemantiken einhergeht. In der Semantik von Fortschrittskonzeptionen, die die Epochenchwelle zur Moderne hin markieren, wurde die vormoderne, theologische Präsenz der Ewigkeit im Fortgang sich kaum verändernder Zeiten zum Problem. Man suchte ein Äquivalent für die Ewigkeit Gottes und fand es im Kollektivsingular des Fortschritts. Gesellschaftliche Handlungssphären wurden nun unter dem Banner der Geschichte versammelt und auf Höheres, Besseres, Perfektes verwiesen. Der Sinn-

und Erwartungshorizont, die eigentliche Neu-Zeit der Geschichte wurde dynamisiert.¹² Die Einholung der Zeit durch die Ewigkeit Gottes hatte in der vormoderne Gesellschaft dafür gesorgt, dass die Unterschiede in der Sozialdimension und die rigide Schichtung erhalten blieben – die semantische Zentrale der Ewigkeit integrierte die sachlich unterschiedlichen Funktionszusammenhänge in ihrem Verhältnis zueinander. Im evolutionären Übergang entstand hier bekanntlich eine Leerstelle von ungeheurer Komplexität, die das Integrationsproblem frühmoderner und moderner Gesellschaften verdeutlichte.

„Die sachliche Differenz der Funktionssysteme wird durch eine einheitliche Zeitdimension eingeholt, die jetzt aber nicht mehr für die Zeitlosigkeit der Welt steht, sondern für die temporale Dynamisierung allen Geschehens. Im Begriff der Geschichte und des Fortschritts – beide als Kollektivsingular, die die Geschichten und die Fortschritte in Wissenschaft, Moral, Kunst, Recht, Politik und Ökonomie universalisieren – wird den einzelnen Systemgeschichten ein universalistisches Gerüst gegeben, das ihrem Legitimations- und Selbstvergewisserungsbedarf nachkommt.“¹³

Die universale Kategorie des Neuen übernahm für einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum den Platz im Ganzen. Sie wurde freilich rasch durch skeptische Betrachtungen abgelöst, die nun komplexe Ungleichzeitigkeiten am Beginn der Moderne erkannten. Diese utopische Energie in den Zeitsemantiken der Epochenchwelle, die in der Moderne des 20. Jahrhunderts von anderen Zeitformen abgelöst wurde, findet heute (natürlich) kaum noch Entsprechungen.

Gleichwohl ist in der gegenwärtigen Situation eine Verschärfung in der temporalen Dimension zu artikulieren, die einen ganz anderen Umbruch der Zeitverhältnisse andeutet. Dies hat mit der postmodernen Diagnostik vom Tod der Moderne und dem Ende der Geschichte (J. Baudrillard) aber nur zum Teil zu tun. Denn: der Verlust der Zukunft und ein Gleichgültigwerden der Zeit gelten seit längerem als Signaturen der Moderne. Die letzten metaphysischen Restbestände der Aufklärung wurden getilgt oder als sinnlos entlarvt, die Moderne mehrfach entzaubert. Dass die Geschichte von ihrem Verschwinden bedroht sei – diese These wird vermutlich niemanden überraschen.

Zu einprägsam waren die postmodernen Entzauberungen, die sich auch auf die Historie auswirkten. Wir leben in der Moderne demgemäß in einem Stadium, in dem die Geschichte nicht mehr den Prozess des gesellschaftlichen Lebens bestimmt, in dem alles Relevante bereits geschehen und Neues nicht mehr zu erwarten ist. Dieser Impuls geht bekanntlich bis auf Nietzsche zurück, den die Ausweitung des historischen Gedächtnis und das unbedachte Zersplittern aller Fundamente durch das unermüdliche Historisieren zur einschlägigen Krisenrhetorik führte. Die gegenwärtigen Kritiker des Historismus schlagen bisweilen in dieselbe Kerbe, wenn sie eine vergangenheits-süchtige Gegenwart erkennen wollen, die jegliche Distanz und Trennschärfe vermissen lässt.¹⁴ Visionen einer besseren Zukunft können von daher gar nicht mehr entwickelt werden, weil eine extreme Unsicherheit im Umgang mit der Zeit entstanden ist.

Das Verschwinden von utopischen Potentialen ist freilich nur ein geringer Teil dessen, was wir mit der Signatur der modernen Macht verbinden können. Denn es ist nicht allein der diagnostizierte Verlust eines zentralen Sinns, sondern eine eigentümliche Wiederaneignung einer verfügbaren Geschichte, die zum Problem wird. Die Aufnahme aus dem situation room ist eine Art von Zeit-Zeugnis im ungewöhnlichsten Sinne. Denn sie offenbart Unsicherheiten, Brüche und Inkonsistenzen im Bewusstsein einer kritischen Zeitgenossenschaft. Man beobachtet eine Tötung an anderen Orten, aber es kann sich auch um eine zeitlich nachgeordnete Beglaubigung handeln. Handlungen und Beobachtungen sind zeitlich auseinander gezogen. Nach dieser Handlung werden bekanntlich Akten geschlossen, Dokumente versiegelt, Stillschweigen gewahrt. Die Zeit steht für den Moment einer außergewöhnlichen Handlung still und wird in einem Bilde gebannt, aber was davon bewusst, gezielt oder zufällig an die Öffentlichkeit geleitet wird, ist nur eine Spur, ein schwacher Abglanz des Ereignisses selbst. Der Zeitpunkt der Tötung, der Augenblick der offiziellen Beglaubigung und die nachträgliche Inszenierung - hier stehen sich verschiedene zeitliche Verhältnisse unvermittelt gegenüber. Dies ist eben nicht nur eine perfide Invisibilisierungstechnik der Macht, sondern ein Geschehen, das dem Bewusstsein der Zeitgenossen selbst entzogen bleibt. Die Präsenz der Macht lie-

fert keine maßgeblichen Gesichtspunkte mehr, um die politischen Ereignisse zu einem langfristigen oder sinnpendenden Geschichtsbild zusammen zu fügen. Es reduziert sich auf die bloße Feststellung, dass „etwas geschieht“.

5. Die Sehnsucht nach Authentizität

Aus alledem kann man nun mit guten Gründen schlussfolgern, dass Signaturen des Verschwindens eigentümliche zeitgeschichtliche Probleme aufwerfen. Eigentümlich sind diese Phänomene, weil sie nicht einfach in der Kritik des Bestehenden aufgehen. Das Gewalt- und Geschichtsbewusstsein des möglichen Betrachters ist weder frei von Ambivalenzen und Brüchen, noch kann es sich auf die Vollkommenheit einer gewaltlosen Welt zurückziehen. Denn eine der Besonderheiten der Moderne liegt zwar in jener kulturellen Formation, die die Anwendung von Gewalt unter besonderen Legitimationsbedarf stellt, die also Selbstbild und Legitimation auf eine gewaltächtende Zukunftigkeit abstellt, aber dies mit einer realen Gewalttätigkeit in Vergangenheit und Gegenwart vereinbaren muss. Jan Phillip Reemtsma hat diesen Zusammenhang zwischen Moderne und Vertrauen, der sich historisch aus den Krisen des 16./17. Jahrhunderts erklären lässt, in einprägsame Begriffe gefasst.¹⁵ Die Möglichkeit des Vertrauens, diese eigentümliche Form der Weltauffassung, die sich auf die geteilte soziale Praxis stützt, kann unterschiedliche Reichweiten, unterschiedliche Ausprägungen und diverse Erschütterungen erfahren haben, insgesamt bildet sie aber ein Widerlager gegen das Phänomen der Gewalt. Sozial- und gesellschaftsdiagnostisch ist diese Tektonik zwischen Vertrauen und Gewalt wegweisend. Das moderne politische Selbstverhältnis kommt in der Orientierung am Prinzip der Gewaltabstinz zu einem wesentlichen Ausdruck. Moderne Gesellschaften, die Menschenrechte als Türöffner verstehen (L. Wingert), fertigen – wie auch immer latent, widersprüchlich oder unzureichend – spezifische Selbstbeschreibungen des Gewaltverzichts an; in „unserer“ Gesellschaft herrscht kein Krieg aller gegen alle. Zwar ist Vertrauen erschütterbar, gleichwohl kann man nicht ohne irgendein Vertrauensverhältnis leben. Das moderne politische Selbstverhältnis bringt insofern nichts weniger als eine Einheit im Widerspruch hervor: Man will sich

von der Gewalt fernhalten, muss sie aber vergegenwärtigen; man muss Gewaltexzesse des 20. Jahrhunderts in das Selbstbild integrieren und darf doch nicht vom Weg der Gewaltminimierung abweichen; man muss reale Gewalt unter besonderen Legitimationsbedarf stellen, ohne aber zu realisieren, dass die Bedingungen dieser Legitimation selbst einem erhöhten Druck ausgesetzt sind. Ist der Prozess der Verdunkelung der Gewalt ein geradezu logischer, folgerichtiger Ausdruck dieses Selbstverhältnisses? Die Anzeichen reduzieren sich nicht auf ikonische Darstellungen politischer Macht, wie sie im beschriebenen Bild verdichtet wird. Sie sind ebenso eingebettet in die technologischen und virtuellen Systeme der Gegenwart, die, wie angedeutet, die Zukunft des Krieges prägen. Denken wir weiterhin an die militärischen Potentiale der Gegenwart und Zukunft: an die flächendeckende Überwachung im Namen der Sicherheit oder an halb-autonome militärische Systeme, die spezifische Algorithmen für letale Autonomie entwickeln sollen.¹⁶ Die soziale Welt lässt sich gewissermaßen digital in politische Berechenbarkeit und moralische Eindeutigkeit zerlegen; aber die Auseinandersetzung mit der unberechenbaren Komplexität der Gewalt selbst wird ausgespart.

Insofern ist eine modernitätstypische Sehnsucht nach Authentizität durchaus nachvollziehbar. Authentizität als Liebe zum Echten scheint in einer Gegenwart, die nichts Festes und dauerhaft Währendes mehr bietet, die Vergänglichkeit aufzuheben. Erst der Blick in die Vergangenheit, in denen sich die Sehnsucht nach Echtheit und Erlebnis ausdrücken kann, hilft scheinbar über die Ohnmachtserfahrungen der Gegenwart hinweg. Historische Ausstellungen werden etwa von ihren auratischen Objekten her gelesen, die durch ihre Materialität authentifiziert wurden; die Schaffung authentischer Orte stellt auch in der Gedenkstättenpraxis die entscheidende Richtschnur des Willens zum Original dar.

„Die Authentizitätssehnsucht unserer Zeit ist nicht nur hinreichend mächtig, um das Relikt in eine Reliquie zu verwandeln, sondern auch stark genug, alle Vorbehalte gegen den konservatorischen Leitsatz des puristischen Bewahrens so weit auszuhebeln, dass das Imitat sich dem Original anverwandeln kann. Die Grenzen dieses kultu-

rellen Diskurses sind Gegenstand der Selbstverständigung der Denkmalpflege und Städteplanung in unserer Zeit, und die Grenzziehungskonflikte spielen sich vor unseren Augen ab, die wir staunend erleben müssen, wie alte Gewissheiten über die Unwiederbringlichkeit des Verlorenen über den Haufen geworfen werden.“¹⁷

Deutet sich hier einerseits ein spezifisches zeitgeschichtliches Phänomen an, so ist doch die Frage, inwieweit die Geschichte als Trägerin des Wahren und Authentischen ein kritisches Gegengewicht zu den vielfältigen Ohnmachtserfahrungen des Verwindens bilden können. Das verweist zwar auf sozialtheoretische Perspektiven, die hier nicht ausgebreitet werden können. Aber es kann zumindest angedeutet werden, kraft welcher anthropologischen und theoretischen Begriffe das Spannungsverhältnis von erfahrenem Verlust und möglicher Wiederaneignung präzisiert werden könnte.

Dahingestellt, dass Authentizität kein essentialistisches Merkmal der Historie sein kann, so ist doch eine Perspektive zu entwickeln, die von der Bedrohtheit und Verletzlichkeit des Menschen ausgehend nach den Sinnkriterien der modernen Politik und Geschichte fragt. Die zuvor herausgestellte Konfrontation verliert ihre Dramatik, wenn sie im Rahmen eines hermeneutischen Selbstverständnisses thematisiert wird, das der menschlichen Grundsituation entspringt. Die moderne Philosophie spricht hier von der Endgültigkeit und Einmaligkeit des existentiellen und historischen Geschehens.¹⁸ Nur aus dieser existentiellen Konstellation heraus können wir Kriterien wie Moralität, Verantwortung und Schuld erhalten. Es bedarf hierfür einer philosophischen Rückbesinnung auf den Weltbezug, den wir über eine anthropologische Grundfrage erhalten. Im Zuge dieser Bestimmung wird deutlich, dass es gerade nicht der isolierte Bezug auf Subjekte und deren Intentionen vorrangig ist, sondern der Bezug auf ganze Lebenssituationen. Eine solche Grundsituation liegt allen Dimensionen menschlichen Lebens und Handelns zugrunde. Es handelt sich um die primäre menschliche Welt, für die es kein Davor und kein Dahinter im sprachlichen Sinne geben kann. Diese Welt ist in existentialphilosophischer Sicht einem Rationalitätskriterium in einem grundlegenden Sinne: der Bezug auf die allen gemein-

samen Grundsituation besagt, dass nur wir die Subjekte der Auslegung sind und dass wir die Aufgabe dieser Auslegung an niemanden abtreten können. Wir können diese primäre Welt nicht verlassen und wir können der Ohnmacht und der Wehrlosigkeit, die jeder Mensch in der faktischen Grundsituation erfährt, nicht entgehen. Welche geschichtstheoretischen Konsequenzen sind von dieser Position aus denkbar? Von einem negativen Gedächtnis auszugehen meint, dass Primärerfahrungen nicht geschichtspolitisch auf ein Ziel hin geordnet werden sollten. Die Geschichte des Politischen hat in diesem Sinne einen negativistischen Kern der Authentizität. Anstelle anspruchsvoller Versuche der Bewältigung gilt die Einsicht in die Unvertretbarkeit und Dignität einzelner Erfahrungen. Pathetisch formuliert: den tiefsten Grund der Memoria finden wir in der Dignität der unteren und inferioren, der elementaren und fundamentalen Entwürfen der einzelnen Menschen.

Endnoten

1. Stefan Schmidt.: *Kriegsfotographie ohne Krieg*. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. 11. 2011
2. Jan Phillip Reemtsma: *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Hamburg 2008
3. Lucian Hölscher: *Feindschaft als politisch-soziale Beziehung in der europäischen Neuzeit*. In: Merdardus Brehl/Kristin Platt (Hrsg.): *Feindschaft*. München 2003, S. 255-272
4. Hans Joas/Werner Knöbl: *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*. Frankfurt a. M. 2008
5. Immanuel Kant: *Zum Ewigen Frieden*. Zitiert nach Werkausgabe Band 11, hg. v. W. Weischedel, Frankfurt a. M. 1977 (1795)
6. Hannah Arendt.: *Vita activa*. München 2002, S. 41-45 ; S. 245-250
7. *Zur Frage des Politischen*: Thomas Bedorf: *Das Politische und die Politik – Konturen einer Differenz*. In: ders./Kurt Röttgers, K. (Hrsg.): *Das Politische und die Politik*. Frankfurt a. M. 2010, S. 13-38
8. U. a. Jacques Ranciere.: *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*. Übersetzt v. R. Steuerer. Frankfurt a. M. 2002; Chantal Mouffe: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Dimension*. Frankfurt a. M. 2007
9. Hölscher, *Feindschaft*, 2003, S. 255-272
10. Otto Karl Werckmeister: *Der Medusa Effekt. Politische Bildstrategien seit dem 11. September 2001*. Berlin 2005
11. Ders. S. 7
12. Reinhard Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M. 1985 (1979); Ders.: *Sprachwandel und Ereignisgeschichte*. In: Merkur 43, 1989, S. 657-673; Ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt a. M. 2000
13. Armin Nassehi: *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*. Opladen 1999, S. 52 f
14. Aleida Assmann: *Auf dem Weg zu einer europäischen Gedächtniskultur? Wiener Vorlesungen*. Wien 2012, S. 36; dies.: *Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne*. München 2013; Aleida Assmann/Ute Frevert (Hrsg.): *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit: vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*. Stuttgart 1999
15. Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, 2008
16. Frank Rieger: *Das Gesicht unserer Gegner von morgen*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. 09. 2012, S. 31

17. Martin Sabrow: *Zeitgeschichte schreiben. Von der Verständigung über die Vergangenheit in der Gegenwart*. Göttingen 2014, S. 233
18. Thomas Rentsch: *Die Konstitution der Moralität*. Frankfurt a. M. 1999

Bibliographie

Arendt, H.: *Vita activa*. München 2002, S. 41ff. ; S. 245 ff.

Assmann, A.: *Auf dem Weg zu einer europäischen Gedächtniskultur? Wiener Vorlesungen*. Wien 2012

Dies.: *Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne*. München 2013

Assmann, A./Frevert, U. (Hg.): *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit: vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*. Stuttgart 1999

Bedorf, T.: *Das Politische und die Politik – Konturen einer Differenz*. In: ders./Röttgers, K. (Hg.): *Das Politische und die Politik*. Frankfurt a. M. 2010, S. 13-38

Gehring, P.: *Wäre der Widerstreit politikfähig? Lyotards Kritik des Rechtsstreits und die Frage des Politischen in le différend*. In: Liebsch, B./Straub, J. (Hg.): *Lebensformen im Widerstreit. Integrations- und Identitätskonflikte in pluralen Gesellschaften*. Frankfurt a. M./New York 2003, S. 490-506

Hölscher, L.: *Feindschaft als politisch-soziale Beziehung in der europäischen Neuzeit*. In: Brehl, M./Platt, K. (Hg.): *Feindschaft*. München 2003, S. 255-272

Joas, H./Knöbl, W.: *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*. Frankfurt a. M. 2008

Kant, I.: *Zum Ewigen Frieden*. Zitiert nach Werkausgabe Band 11, hg. v. W. Weischedel, Frankfurt a. M. 1977 (1795)

Koselleck, R.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M. 1985 (1979)

Ders.: *Sprachwandel und Ereignisgeschichte*. In: Merkur 43, 1989, S. 657-673

Ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt a. M. 2000

Lyotard, J. F.: *Der Widerstreit*. Übersetzt v. J. Vogel. München 1991

Mouffe, C.: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Dimension*. Frankfurt a. M. 2007

Nassehi, A.: *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*. Opladen 1999, S. 52 f.

Pinker, S.: *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit*. Frankfurt a. M. 2011

Ranciere, J.: *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*. Übersetzt v. R. Steuerer. Frankfurt a. M. 2002;

Reemtsma, J. P.: *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Hamburg 2008

Rentsch, T.: *Die Konstitution der Moralität*. Frankfurt a. M. 1999

Sabrow, M.: *Zeitgeschichte schreiben. Von der Verständigung über die Vergangenheit in der Gegenwart*. Göttingen 2014

Schmidt, S.: *Kriegsfotographie ohne Krieg*. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. 11. 2011; ferner unter <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/situation-room-kriegsfotografie-ohne-krieg-11537447.html>

Werckmeister, O. K.: *Der Medusa Effekt. Politische Bildstrategien seit dem 11. September 2001*. Berlin 2005

Zusammenfassung

Im Zentrum der folgenden Ausführungen steht eine zeitgenössische Aufnahme, die Aufnahme aus dem sogenannten „situation room“ des Weißen Hauses, bei der mutmaßlich der Prozess der Tötung Osama bin Ladens vollzogen und zugleich beobachtet wird. Anhand ideser Fotografie sollen Signaturen des Verschwindens der Macht gezeigt werden.

Dabei soll nicht einfach nur ein Verlust beklagt, sondern Möglichkeiten der Dialektik von Verlust und Wiedergewinn aufgezeigt werden, indem zunächst die grundlegende Differenz zwischen der Politik und dem Politischen aufgezeigt wird (1-2) und dies mit der Schwierigkeit moderner politischer Subjektivität in Zusammenhang gebracht wird (3). Die moderne Sehnsucht nach Authentizität weist schließlich auf einen denkbaren Fluchtpunkt (4).

Autor

Dr. paed. Dr. phil Christian Wevelsiep, geboren am 18. 11. 1969 in Bochum, studierte Lehramt für Sonderpädagogik und arbeitet als Lehrer. Er war von 2006 - 2009 Privatdozent an der Universität Dortmund im Fachbereich: „Theorie der Rehabilitation“, seit 2009 ist er externer Privatdozent für Politische Soziologie an der Universität Flensburg.

Titel

Christian Wevelsiep, Signaturen des Verschwindens, in: kunsttexte.de, Sektion Politische Ikonographie, Nr. 4, 2015 (9 Seiten), www.kunsttexte.de.